

LESEPROBE

C.J. Kingston

# MAKE ME FEEL REAL



Originalausgabe März 2015

©2015 Romance Edition Verlagsgesellschaft mbH  
8712 Niklasdorf, Austria

ISBN-Taschenbuch: 978-3-902972-36-1

ISBN-EPUB: 978-3-902972-54-5

ROMANCE  EDITION

# PROLOG

**Mum:** Hab dich lieb, Eric. Ich weiß, die letzte Zeit war nicht so einfach für dich, aber vergiss nicht: Dein Schutzengel passt immer auf dich auf. Versprochen.

*Gestern, 16:45 Uhr*

# 1. KAPITEL

War es möglich, einen Tag zu hassen?

Schließlich war es definitiv *nicht* möglich, einen Tag für seine schändlichen Taten zur Rede zu stellen. Klar, man konnte ihn beschimpfen und vielleicht in einem verzweifelten Versuch, Gerechtigkeit zu erlangen, in die Luft treten. Schlussendlich hatte ein Tag aber die Form einer gestaltlosen Masse, der man es nicht heimzahlen konnte. Er war von jeglicher Bestrafung ausgenommen.

Ein Grund mehr, diesen beschissenen Tag abgrundtief zu hassen, ergab sich, weil ich gerade ohne Schirm in ein Gewitter geraten und von einem vorbeifahrenden Auto mit dreckigem Regenwasser übergossen worden war.

Fröstelnd und wütend darüber, mich in ein Klischee verwandelt zu haben, warf ich die Tür meines Wohnkomplexes hinter mir zu. Oder zumindest versuchte ich das. Die Tür war leider eine von denen, die sich auf langsame und höchst unbefriedigende Weise von selbst schloss. Blödes Arschloch!

Vielleicht sollte ich meine Wut besser auf die Tür projizieren. Sie war zweifellos ein Komplize meines grauenhaften Tages und sollte daher bestraft werden. Während ich besagte Tür – und verdammt, war das ein hässliches Teil – mit Blicken erdolchte und aus tiefstem Herzen hoffte, sie möge in Flammen aufgehen, erschien Mrs. Gibson aus 2A auf der Bildfläche. Bekleidet mit einem geblühten Regenmantel und einem Kopftuch aus durchsichtigem Plastik, lief sie mit kleinen, aber schnellen Schritten an mir vorbei.

»Guten Morgen«, sagte sie mit weit aufgerissenen, wässrigen Augen. Mir fiel der Sicherheitsabstand, den sie zwischen uns gelassen hatte, überdeutlich auf. Mit einem Mal wurde mir klar, wie ich aussehen musste: Ich war von oben bis unten mit Schlamm bespritzt – soweit ich das sehen konnte zumindest – und irgendetwas Glitschiges klebte an meiner Wange. Abgesehen davon, tropfte ich und starrte eine Tür an, als wäre

sie mein nächstes Mordopfer. Ganz gewiss hatte ich die alte Lady zu Tode erschreckt.

Gut so. Es war nur recht und billig, dass andere Menschen auch leiden mussten.

Ohne ein Wort zu sagen, drehte ich mich um und machte mich auf den Weg in den fünften Stock. Hinter mir hörte ich Mrs. Gibson vor sich hin murmeln und auf eine gewisse Art wünschte ich mir, ich hätte ihren Morgen hiermit zerstört.

Allerdings tat mir dieser Gedanke augenblicklich leid. Nur weil ich zu blöd gewesen war, mir einen Schirm von Clara zu leihen (seien wir ehrlich: ich hatte den starken Mann spielen wollen), hieß das noch lange nicht, dass deshalb andere dafür büßen mussten. Clara war über fünfzig, zum Teufel noch mal! Warum wollte ich sie eigentlich beeindrucken?

Mittlerweile verursachte jeder meiner Schritte ein schmatzendes Geräusch, weil meine Schuhe durchnässt waren und langsam erhärtete sich mein Verdacht, dass mich das Auto auch mit etwas anderem als Wasser bespritzt hatte. Der Geruch sprach für sich.

Nein. Die Welt war scheiße. Mrs. Gibson musste einfach damit leben.

Weil es keinen Aufzug gab, lief ich großen Schrittes die Treppen hoch und gab mir dabei die allergrößte Mühe, meine Füße so laut wie möglich aufzusetzen. Als ich oben angekommen war, hatte mich der Großteil meiner Wut verlassen und ich fühlte mich einfach nur erschöpft. Alles, was mir jetzt noch wichtig war, hatte damit zu tun, aus den nassen Sachen zu schlüpfen und mich unter einer weichen Decke zu verkriechen.

Nachdem ich meine Wohnung betreten hatte, verriegelte ich das Schloss und begann sofort, mir meinen Hoodie von den Schultern zu schälen. Dasselbe galt für den Rest meiner Kleidung. Jetzt klebte zwar kein Stoff mehr an mir wie eine Art mutierter Oktopus, aber nass war ich trotzdem noch und außerdem nackt in einer Wohnung, in der es unglaublich zog.

Auf dem Weg ins Bad und wahrscheinlich auch zu einer

Lungenentzündung begann ich, zu zittern.

»Verdammt, Scheiße, Fuck!«

Seltsam, dass man sich sofort besser fühlte, wenn man fluchte. Ich erinnerte mich vage daran, dass es etwas mit der Platzierung von Emotionen und Schimpfworten im Gehirn zu tun hatte – sie waren sich ziemlich nah –, aber letztendlich war das jetzt unwichtig. Ich hing meine Klamotten so schnell es ging, mehr oder weniger ordentlich, im Badezimmer zum Trocknen auf und sprang unter die Dusche, wo ich endlich das Ahornblatt, das auf meiner Wange klebte, entfernen konnte.

Wie war das überhaupt da hingekommen? Angeekelt warf ich es neben der Dusche auf den Boden.

Als das warme Wasser auf meinen Kopf herabprasselte, ließ meine Anspannung allmählich nach. Ich seufzte und stützte meine Arme an den kühlen Fliesen ab. Was für ein beschissener Tag! Dabei war es noch nicht mal Mittag. Zumindest musste ich das Haus heute nicht mehr verlassen. Das war ein Pluspunkt, denn ich war nicht sicher, ob ich es ertragen hätte. Abgesehen davon, war es zweifellos besser, wenn ich mich in meiner derzeitigen Gefühlslage nicht in die Gesellschaft anderer Personen begab. Das hatte man eindeutig an meinem Verhalten gegenüber der alten Mrs. Gibson erkennen können. Nicht, dass ich an guten Tagen besonders sozial gewesen wäre. Normalerweise gelang es mir allerdings recht gut, mich zu beherrschen und ich verwandelte mich nur selten in einen schlammigen Psychopathen.

Wieder aufgewärmt, stieg ich einige Minuten später aus der Dusche und schnappte mir ein großes gelbes Handtuch, in das ich mich einwickelte. Ich erhaschte einen Blick von mir im Spiegel und starrte meine Reflektion wütend an.

Ich sah aus wie ein Küken.

Aber ich war zum Teufel noch mal kein Küken, also ließ ich das Handtuch fallen und schnappte mir stattdessen ein schwarzes. Es kratzte und an den Seiten waren ein paar Fäden lose. Das war definitiv das Handtuch eines harten Kerls.

Zufrieden tapste ich in mein Schlafzimmer. Auf dem Weg

dorthin trocknete ich mich ab und freute mich darüber, wie unangenehm sich das Badetuch auf meiner Haut anfühlte.

Als ich aus dem Fenster blickte, hatte es aufgehört, zu regnen und ich verfluchte jede Gottheit, die mir in den Sinn kam. Ich fuhr täglich mit dem Bus von meiner Wohnung zu Claras Tierklink. Hatte es ausgerechnet in diesem unglaublich kleinen Zeitfenster, in dem ich von der Haltestelle zu meiner Wohnung gegangen war, regnen müssen? Wenn ich einmal in meinem Leben keinen Schirm bei mir hatte? Irgendjemand da oben hasste mich offensichtlich. Oder ich war das Opfer eines kosmischen Zufalls geworden.

Mir gefiel die erste Version besser. So konnte ich jemanden beschuldigen.

Resigniert schüttelte ich den Kopf. In einem dunklen, selten besuchten Winkel meines Kopfes war mir durchaus klar, dass ich nur mir und dem weiteren Verlauf meines Tages schadete, wenn ich die heutigen Ereignisse nicht hinter mir ließ. Aber ich kam nicht dagegen an. Ein trotziger Teil von mir, den ich von Kindesbeinen an perfektioniert hatte und aus dem ich nie herausgewachsen war, wollte schlechte Laune haben. Es war die Stimme purer Unvernunft und ich gab ihr nach.

Nachdem ich meine Schubladen durchwühlt und mir eine Jogginghose und ein T-Shirt übergezogen hatte, schleifte ich mich zurück in den Wohnbereich meines Apartments. Ich wohnte allein und redete mir ein, dass ich es so wollte. Meine Wohnung war relativ groß für englische Verhältnisse und billig obendrein. Das war der Vorteil, wenn man eine Mutter hatte, der mehrere Häuser gehörten. Leider beinhaltete unser Deal aber auch einen täglichen Anruf und ein Treffen pro Monat mit ihr.

Ich war froh, dass sie nicht mehr von mir erwartete oder gar im selben Gebäude wohnte. Schließlich hatte ich achtzehn Jahre meines Lebens unter ihrem Dach verbracht und wusste, wie lästig sie sein konnte.

Die Sonne schien bereits wieder zwischen vereinzelt Wolken hindurch und ich blinzelte in das Licht, nachdem ich

mich auf meiner roten Couch niedergelassen hatte. Aufgrund der plötzlichen Wärme richteten sich die dunklen Härchen meiner Arme auf und ein wohliger Schauer durchrieselte meinen Körper. Der Sommer war zwar längst vorbei, aber die Septembersonne kam noch oft zum Vorschein. Es würde wahrscheinlich ein angenehmer Herbst werden. Wenn man unerwartete Mini-Regenschauer aus der Hölle außer Acht ließ.

Hatte Dante in seiner himmlischen Komödie solchen Regen des Todes eingebaut? Ich hoffte es. Vielleicht sollte ich sein Werk endlich mal lesen. Mein Gefühl sagte mir, dass ein Mann, der sich zum Spaß überlegte, wie es wohl in der Hölle zugeht, nur ein Seelenverwandter sein konnte.

Vor mich hin grübelnd, streckte ich mich auf der Couch aus und hörte meiner Wirbelsäule zu, wie sie ein paar Mal knackte. Vielleicht sollte ich deswegen zum Arzt gehen. Aber heute nicht mehr. In gewisser Weise wunderte es mich, dass mir nicht nach Schlafen zumute war. Schließlich hatte ich die ganze Nacht in der Tierklinik verbracht. Ein Hund hatte abends noch eine Notfalloperation benötigt und jemand hatte ihn danach vorsichtshalber überwachen müssen. Mit *jemand* war ich gemeint. Clara, mein Boss, war auf mein Drängen hin nach Hause gegangen. Anders als ich war sie verheiratet und hatte somit jemanden, der sie nachts vermisste, wenn sie nicht da war. Mich vermisste höchstens meine Katze Florence. Ich hatte sie nach Florence Nightingale benannt. Weil ich Tierarzhelfer war und Nightingale eine Krankenschwester gewesen war. Außerdem galten Katzen als reinliche Tiere und Sauberkeit war so etwas wie Florence Nightingales Hobby gewesen.

Flo hatte mich vorhin allerdings nicht einmal begrüßt und döste derzeit auf der Fensterbank, wo sie wahrscheinlich alles vollsabberte. Sie war nicht unbedingt die schlaueste Katze auf diesem Planeten und sah manchmal so aus, als wäre in ihrem Oberstübchen niemand zu Hause. Leider konnte man sich die Persönlichkeit seiner Haustiere nicht aussuchen. Wenigstens war Flo niedlich. Das tröstete mich über ihre Dämlichkeit hinweg.

Dinge wie nervige Haustiere und Tage voller Pech waren wiederum mein Hobby. Unfreiwillig, versteht sich. Ich wusste nicht, woran es lag. Vielleicht gab es doch so etwas wie Karma. Ein Verhalten wie vorhin bei Mrs. Gibson legte ich zwar selten an den Tag, aber ich war teilweise schon ein wenig ... Na ja. Nicht zuvorkommend war möglicherweise keine schlechte Definition. Aber Menschen waren kompliziert und ...

Ach, scheiß drauf! Ich musste mich nicht vor mir selbst rechtfertigen. Schließlich lebte ich dieses Leben nun schon seit knapp zwanzig Jahren und wusste, wie ich tickte. Da ließ sich nichts dran rütteln – so viel hatte ich längst festgestellt. Ich war eben, wie ich war. Das konnte ich genauso gut akzeptieren, anstatt in meinem Wohnzimmer rumzuliegen und mich zu fragen, warum ich niemanden außer meiner Katze bei mir hatte. Die Antwort war mir bewusst. Aber ich konnte nicht aus meiner Haut, auch wenn ich das manchmal gern getan hätte.

Wie musste es wohl sein, eine Persönlichkeit wie Clara zu haben? Laut zu sein, ja sogar vorlaut und das nicht nur in ihrem Kopf, wo nur sie sich hören konnte. Wenn jeder einen mochte und die paar, die es nicht taten, einfach nicht zählten. Wenn man einen Mann hatte, der beinah jeden Tag in der Klinik anrief, damit er zusammen mit seiner Frau Mittagspause machen konnte.

Die einzige Beziehung, in der ich jemals gewesen war, hatte sich eindeutig anders gestaltet.

Beim bloßen Gedanken an Natalie zuckte ich unwillkürlich zusammen. Nein, auf keinen Fall würde ich unsere grauenhafte Beziehung schon wieder Revue passieren lassen. Ich wusste, wohin das führte.

Entschlossen sprang ich auf und schnappte mir Flo von der Fensterbank. Sie gab ein verschlafenes Miauen von sich, machte aber keine Anstalten, sich zu befreien. Zurück auf der Couch fischte ich die Fernbedienung vom Tisch und legte mich wieder hin. Flo platzierte ich auf meiner Brust. Im ersten Moment starrte sie mich verwirrt und mit angelegten Ohren an.

»Leg dich einfach hin, okay?«



Einen Augenblick lang hatte es den Anschein, als wollte sie die Flucht ergreifen. Letztendlich rollte sie sich aber auf mir zusammen und schlief weiter, als wäre nichts geschehen.

Ich seufzte zufrieden und vergrub eine Hand in Flos dichtem, weichem Fell. Sie gab ein anfeuerndes Gurren von sich und ich musste lächeln.

Dann schaltete ich den Fernseher ein und sah mir den restlichen Tag Wiederholungen von *The Big Bang Theory* an.



Am Abend gegen sechs Uhr starrte ich in den Kühlschrank. Der Rest der Wohnung war stockdunkel, bis auf den Fernseher, der im Hintergrund irgendeine Serie zeigte, die mich nicht interessierte. Das Licht blendete mich und meine Augen trännten ein wenig, während ich versuchte, etwas Essbares zu finden. Das stellte sich als nicht besonders schwer heraus. Die Fächer waren voll mit frischem Gemüse und einfachen Dingen wie Joghurt und Käse. Ich war die meiste Zeit nicht in Stimmung zu kochen und sich jeden Tag etwas zu bestellen, war einfach nicht drin. Mein Gehalt in der Tierklinik war zwar nicht mit einem Hungerlohn zu vergleichen, aber ich wollte auch etwas zur Seite legen, falls der Fernseher oder die Waschmaschine eingingen.

Ich holte einen Karton Milch aus dem Kühlschrank und stellte ihn auf die Anrichte. Die Tür schloss ich nicht, damit ich die Schubladen und Schränke erkennen und mir einen Löffel und eine Schüssel holen konnte. Nachdem ich mir Cornflakes gemacht hatte und gerade dabei war, sie zu verspeisen, klingelte mein Handy.

Ich verdrehte die Augen. Dem Klingelton nach zu urteilen, war es meine Mutter. Ich hatte ihr vorsorglich einen eigenen zugeteilt, damit ich wusste, ob es etwas Dringendes war oder eben nur sie. Nicht, dass mich besonders viele Leute anrufen würden. Es waren meistens nur meine Mum, Clara und früher auch mal Rory. Aber bei dem hatte ich mich seit einem Jahr

nicht mehr gemeldet und irgendwann hatte er aufgegeben.

Mit dem Löffel im Mund nahm ich mein Handy in die Hand und würgte damit *Mama* von *My Chemical Romance* ab.

»Hm?«

»Meldest du dich wirklich so am Telefon?«

Ich nahm den Löffel aus dem Mund und blickte sehnsüchtig zu meinen Cornflakes, die zweifelsohne gerade zu einem schleimigen Brei mutierten.

»Hi Mum.«

»Schon besser.«

Ich seufzte.

»Gibt's irgendetwas Neues?«, fragte sie.

»Nicht wirklich.«

»Gar nichts? Überhaupt nichts?«

»Die Welt ist scheiße, aber ich nehme an, das wusstest du schon«, grummelte ich und lehnte mich an die Anrichte, einen Arm vor meiner Brust verschränkt und den Ellbogen des anderen darauf gestützt.

»Ja, wusste ich. Was ist denn so Schlimmes passiert, dass du den Drang verspürt hast, das Offensichtliche anzumerken?«

Ich erzählte ihr die ganze Geschichte und sie klang sogar in meinen Ohren reichlich lächerlich. Nichtsdestotrotz hörte sie mir zu und machte die richtigen Geräusche an den richtigen Stellen.

»Diese Mrs. Gibson hat es wohl nicht anders verdient«, neckte sie mich und ich schnaubte.

Von da an war es ein oder zwei Minuten lang still und ich hörte Mum auf der anderen Seite der Leitung seufzen. »Schatz, gibt es denn sonst keine Neuigkeiten?«

Augenblicklich verspannte ich mich. »Wir telefonieren jeden Tag. Was soll in den paar Stunden schon Großartiges passieren?«, versuchte ich, sie abzuwehren.

»Du wärst überrascht, was in der Zeit alles geschehen kann.«

»Ach ja?«

»Du könntest zum Beispiel jemanden kennenlernen. Das dauert gar nicht lang.«

»Mum ...« Ich suchte nach Worten. Was sollte ich darauf schon sagen? *Mum, ich bin ein Loser und das solltest du eigentlich wissen.*

»Nein, Eric. Du bist immer nur allein und ...«

»Ich gehe auch arbeiten, weißt du? Da sind viele Leute.« Ich wusste, das würde ihr nicht reichen. Es schien, als machte sie sich durchgehend Sorgen um mich und langsam, aber sicher hielt ich das nicht mehr aus.

»Du weißt, das meine ich nicht.« Sie zögerte. »Ich ... meine bei dir zu Hause. Es muss ja nicht mal eine Beziehung sein, sondern einfach ein Kumpel oder so, damit du ...« ... *nicht komplett allein bist.* »Ich verstehe ja, warum du nicht mehr mit Rory redest, aber ihr wart doch immer die besten Freunde.«

»Mit Betonung auf *wart*. Das Ganze ist irgendwie im Sand verlaufen.«

Lüge.

Ich wusste nicht mal, warum ich log. Sie kannte doch die Wahrheit.

»Meinst du nicht, dass ...«

»Mum«, unterbrach ich sie. »Im Fernsehen sagen sie gerade, dass *Supernatural* wiederholt wird. Ich würde gern wieder up to date sein, wenn die neue Staffel anfängt. Falls ich etwas vergessen habe.«

Ich wusste, es war falsch, sie so abzuwürgen. Aber ich wollte wirklich nicht über all das reden. Es war ja nicht so, als wären diese Gespräche nicht an der Tagesordnung. Manchmal war ich davon überzeugt, dass sie mich nur deshalb anrief – um mir ein schlechtes Gewissen zu machen und in offenen Wunden herumzustochern. Man sollte meinen, die eigene Mutter besäße etwas mehr Feingefühl.

Sie seufzte. »Okay. Viel Spaß.«

»Ja. Wir reden morgen.«

Ich beendete das Gespräch und warf das Handy auf einen Stapel Zeitschriften. Mein gesamter Körper fühlte sich schwer an und unter meiner Haut spürte ich ein unangenehmes Kribbeln. Ich ballte meine Hände immer wieder zu Fäusten, in

dem hilflosen Versuch, dieses unerträgliche Gefühl zu vertreiben. Zittrig holte ich Luft und presste augenblicklich meine Lippen zusammen, um nicht weitere solcher Geräusche von mir zu geben.

Langsam, immer noch an die Anrichte gelehnt, rutschte ich nach unten, bis ich auf dem Boden saß. Ich stützte den Kopf in meine Hand und vergrub die Finger in meinem Haar.

Was erhoffte sie sich bloß von diesen Gesprächen? Warum musste sie dieses Thema jedes Mal zur Sprache bringen? Ich fühlte mich wie in einem Karussell gefangen. Immer wieder drehte meine Mutter daran, während ich nichts lieber täte, als auszusteigen. Was machte es schon, allein zu sein? Keine wirklichen Freunde zu haben? Es ging sie einen Scheißdreck an, was ich aus meinem Leben machte. Sie war nicht mehr für mich verantwortlich, also sollte sie verdammt noch mal den Mund halten.

Ich schluckte schwer. Mein Hals schmerzte und ich ahnte, was das bedeutete. Nein, ich würde jetzt nicht in Tränen ausbrechen. Meine Mutter mochte recht haben. Der wichtigste Mensch in meinem Leben war derzeit Flo und rein technisch gesehen, war sie nicht mal ein Mensch.

»Scheiße ...«

Aber auf dem Boden zu sitzen, würde auch nichts daran ändern. Ich blinzelte ein paarmal, um meine leicht verschwommene Sicht wieder klar zu bekommen. Schluss mit Selbstmitleid. Schluss mit dieser Emo-Masche. Ich hatte das nicht nötig.

Als ich mich wieder aufgerichtet hatte, nahm ich meine Mülschale und den Löffel an mich und setzte mich auf die Couch. Die Cornflakes schmeckten grauenhaft.

Ich aß die ganze Schüssel leer.

## 2. KAPITEL

Am folgenden Tag fühlte ich mich, als hätte ich die Nacht damit verbracht, einen Kübel Sangria zu trinken. Meine Augen brannten und waren gerötet, als ich um sieben Uhr morgens vor dem Spiegel stand. Ich konnte nur hoffen, dass dieser Look im Laufe des Tages verschwinden würde. Den Tieren mochte es egal sein, wenn ich wie ein betrunkenener Landstreicher aussah, aber ihre Herrchen und Frauchen sahen das mit Sicherheit anders. Ich rümpfte die Nase und strich mir mit der Hand über die dunklen Bartstoppeln, die bereits nach einem Tag auf meinem Gesicht zu sprießen begannen. Kurz überlegte ich, ob ich damit davonkommen könnte, mich nicht zu rasieren. Ich sah wegen meiner roten Augen sowieso wenig vertrauenswürdig aus. Was machte da ein bisschen Blauschatten? Abgesehen davon, war man es in der Klinik ohnehin von mir gewohnt, dass ich mit einem Dreitagebart herumliefe.

Ich sprang also nur rasch unter die Dusche und kämmte mein kurzes dunkelbraunes Haar, damit es nicht in alle Richtungen abstand.

Etwa zehn Minuten später verließ ich das Haus und machte mich auf den Weg zur Arbeit. Es schien ein schöner Tag zu werden, am Himmel waren kaum Wolken zu sehen. Ich hoffte, es würde so bleiben, obwohl ich diesmal vorsorglich einen Schirm dabei hatte.

Wie immer fuhr ich mit dem Bus zur Arbeit. Autofahren kam in Manchester einem Selbstmord nah und ich war oft genug fast überfahren worden, um zu wissen, dass ich keine Lust hatte, selbst zum Mörder von nichts ahnenden Passanten zu werden. Außerdem war meine Wohnung nicht weit von einer Haltestelle entfernt und da die Klinik in der Stadtmitte lag, gab es mit den Busverbindungen keine Probleme.

»Hey, Mann. Ich will oben sitzen!«

Jemand rempelte mich von hinten an und zusammen mit dem Fahrstil des Buslenkers wäre ich dadurch fast auf die Nase

gefallen. Nachdem ich mich gefangen hatte, drehte ich mich mit angespannten Schultern um und versuchte, den Kerl mit Blicken zu erdolchen.

Dieser sah mich auf dem Weg zum Obergeschoss des Busses nur beiläufig an und zuckte die Schultern. »Sorry, Alter.«

Ich presste die Lippen zusammen und wandte den Blick ab. Ich hätte mich gern über Jugendliche und ihre schlechten Manieren aufgeregt, aber in Wahrheit war der Typ, seinem Aussehen nach zu urteilen, in meinem Alter. Innerlich seufzte ich und konnte es kaum erwarten, bei meiner Haltestelle anzukommen.

Beim Aussteigen murmelte ich ein Danke in Richtung des Busfahrers und ging so schnell ich konnte zur Klinik. Hoffentlich würden heute ein paar flauschige Katzen hergebracht werden. Ich konnte ein wenig Trost vertragen nach der ganzen Scheiße gestern.

»Hey Eric.« Ich schenkte Clara ein kleines Lächeln, als ich das Hinterzimmer betrat und meinen Spind öffnete. »Alles klar bei dir?«

Sie stellte sich neben mich und stützte eine Hand auf ihre Hüfte.

»Sicher«, murmelte ich.

Sie zog eine Augenbraue hoch. »Hm. Mich wundert es, dass du keine Lungenentzündung hast.«

Ich schnaubte und zog mein T-Shirt über die Schultern, um es gegen meine Arbeitskleidung zu tauschen. Anfangs war es mir relativ unangenehm gewesen, mich vor Clara umzuziehen. Aber sie hatte mir schnell klar gemacht, dass ich erstens nichts hatte, wofür ich mich schämen musste, sie zweitens glücklich verheiratet war (vielen Dank auch) und drittens absolut nichts dabei war. Tatsächlich waren da noch mehr Punkte gewesen, aber ganz ehrlich – ich hatte ihr nicht weiter zugehört. Es war auch egal. Clara war ein Ausnahmefall. Einer der wenigen Menschen, bei denen ich den Mund aufbekam.

»Falls es dich glücklich macht ... Ich habe meine Sturheit noch bereut.«

Sie grinste und blies sich eine Locke, die sich aus ihrem kurzen Zopf gestohlen hatte, aus den Augen.

»Das will ich hoffen. War ziemlich dämlich von dir.«

Damit drehte sie sich um und lief in den Nebenraum. Nachdem ich mich fertig umgezogen hatte, folgte ich ihr.

»Wie geht's Dino?«, fragte ich sie und lehnte mich an den Türrahmen.

»Ist ziemlich erpicht darauf, hier rauszukommen«, sagte sie und lachte. Sie hatte sich hinter den Schreibtisch gesetzt, der im Untersuchungszimmer stand und klickte mit der Maus herum.

»Danke noch mal, dass du auf ihn aufgepasst hast.«

»Hatte ja nichts Besseres vor.« Außerdem musste man bei Dino vorsichtig sein. Der Dalmatiner war eine extreme Nervensäge und verletzte sich nicht nur andauernd, sondern liebte es geradezu, die Arbeit zunichtezumachen, die Clara und ich in ihn steckten. Es hatte mich nicht gestört, bei ihm zu bleiben. Wenn man ihn ausgiebig kraulte, schlief er sowieso schnell ein und so hatte ich mein Buch fertig lesen können.

»Die Typen kommen ihn heute doch abholen, oder?«

Clara verdrehte die Augen und warf mir aus dunkelbraunen Augen einen scharfen Blick zu. »Falls du mit den *Typen* Mr. Cavendish und seine Tochter meinst, dann ja. Sie wollten gleich in der Früh vorbeischaun.« Sie schüttelte den Kopf. »Wir müssen wirklich an deinem Gedächtnis arbeiten.«

Clara wusste, dass es nicht an meinem Gedächtnis lag. Mir war es nur ehrlich gesagt egal, wie die Besitzer der Tiere hießen, bei deren Behandlung ich half. Was gingen die mich schon an?

»Hallo?«, ertönte eine Stimme aus dem Wartezimmer.

Clara und ich blickten uns an.

Na, dann mal los.



Nach einigen Stunden Arbeit und erzwungenen Halbgesprächen zwischen mir und ein paar Tierbesitzern war ich so gut wie am Ende meiner Geduld angekommen. Derzeit

stand eine Frau Mitte vierzig vor mir und schnippte mit den Fingern vor meiner Nase, nachdem ich sie einige Sekunden lang voll entsetztem Erstaunen angestarrt hatte.

»Hören Sie mir zu, junger Mann!«, schnappte sie, da sie meine Reaktion scheinbar mit Unaufmerksamkeit verwechselte. »Sie sind eine Tierklinik. Bestimmt können Sie so etwas machen.«

Ich hielt mich davon ab, ihr zu sagen, dass ich keinesfalls eine Tierklinik war und blickte stattdessen von ihr zu dem kleinen getigerten Fellknäuel, das in dem Katzenkorb vor mir saß. Der Kleine konnte kaum älter als vier oder fünf Monate sein. Seine Ohren waren viel zu groß für seinen Kopf.

»Ich will, dass Sie das bei Titus machen.«

Ich verzog bei dem Namen ein wenig das Gesicht und schluckte. »Wir ... wir machen so etwas nicht, weil ... weil das ...« Ich hasste es, wie kleinmütig meine Stimme klang.

»Er zerkratzt mir meine ganzen Möbel«, sagte sie und stützte scheinbar ungeduldig die Hände auf ihre Hüften.

»Katzen tun das nun mal ...«, murmelte ich.

Sie schnalzte mit der Zunge. »Jetzt werden Sie mal nicht frech. Ich bin durchaus über die Gewohnheiten von Katzen informiert. Deswegen will ich ja, dass Sie ihm die Krallen ziehen.«

Allein bei dem Gedanken hätte ich mit Gegenständen um mich werfen mögen. Ich hatte noch nie verstanden, warum Tierbesitzer ihren Lieblingen so etwas antun wollten. Ich warf ihren manikürten Fingernägeln einen vielsagenden Blick zu. Wie würde es ihr gefallen, wenn man ihr die Fingerspitzen abschnitt?

»Ihnen muss klar sein ... Für die Katze ist das sehr schmerzhaft. Er müsste ganz neu zu laufen lernen und ...«

»Ich habe keine Zeit für solches Gerede. Holen Sie mir den Tierarzt.« Sie schürzte die Lippen und zog die Augenbrauen hoch, als wollte sie sagen: *Na, wird's bald?*

»Dr. Newby wird Ihnen auch nichts anderes sagen«, flüsterte ich, ging aber trotzdem los, um Clara zu holen. In England war



es verboten, Katzen die Krallen zu ziehen. Gegen das Gesetz. Verstand die Frau das nicht?

Clara kam bald darauf nach draußen und verstrickte sich in eine Diskussion mit der Besitzerin, während ich mit Titus deprimierte Blicke austauschte.

»Na schön. Dann gehe ich eben woanders hin. Ich bin auf Sie nicht angewiesen. Und ich werde sicherstellen, dass meine Freunde das auch nicht sind.« Daraufhin stürmte sie aus der Klinik und gab nicht im Geringsten auf den Kater acht, der auf dem Weg nach draußen im Korb wild durchgerüttelt wurde.

Clara wischte sich mit der Hand übers Gesicht. Ihre Augen funkelten. »Manchmal denke ich, es wäre besser, wenn man einen Führerschein für Tiere machen müsste.«

Ich schnaubte, stimmte aber innerlich mit ihr überein. Sie warf mir einen müden Blick zu und ihre Schultern sanken ein wenig nach unten. Sie sah resigniert aus, was ich sehr gut nachvollziehen konnte. Als Tierarzt und auch als Helfer sah und hörte man so einiges, das man nie ganz vergessen konnte. Vermutlich war es bei einem Chirurgen oder Allgemeinmediziner nicht anders. Allerdings gab es bei Tieren einen Faktor, der bei Menschen unter normalen Umständen nicht vorkam: Sie hatten keine Ahnung, was überhaupt vor sich ging. Wussten nicht, warum sie krank waren oder weshalb sie geschlagen wurden. Und aus welchem Grund sie Schmerzen hatten und dass wir ihnen nur helfen wollten. Daher war es für mich immer unverständlich, wenn Tierbesitzer wie die Dame eben vorbeikamen. In den meisten Fällen hielt man sich doch ein Haustier, um Gesellschaft und jemanden zu haben, mit dem man kuscheln konnte. Warum sollte man diesem Tier absichtlich Schmerzen zufügen wollen, außer es war unumgänglich wie im Fall einer lebensnotwendigen Operation?

»Na ja. Was sollen wir machen?«, fragte Clara und strich sich nachdenklich mit der Zunge über die Schneidezähne – ein Tick von ihr. Sie machte einen Schritt zur Seite, stoppte dann aber, als wäre ihr in letzter Sekunde etwas eingefallen. »Ach ja, was ich dir noch sagen wollte: Grace ist ab Montag wieder hier.«

Ich verzog das Gesicht. Grace war ebenso wie Clara Tierärztin, aber gerade erst mit der Uni fertig geworden. Das hier war ihre erste Anstellung. Kaum einen Monat nachdem sie hier angefangen hatte, war sie krank geworden und die letzten zwei Wochen ausgefallen. Ich war immer noch nicht sicher, ob ich ihr die Geschichte abkaufen sollte. Mir schien es doch sehr verdächtig. Aber na ja.

Es würde auf jeden Fall helfen, wenn sie wieder da war. Claras Klinik war zwar nicht groß, aber so zentral gelegen, dass es teilweise zu stressig für zwei Leute werden konnte. Soweit ich das hatte beurteilen können, war Grace talentiert, wenn auch ein wenig ungeschickt mit Vögeln. Aber Vögel waren ohnehin eine Sache für sich.

»Okay.«

Clara atmete tief aus und rief den nächsten Patienten auf. Natürlich war es ein Vogel.



Am Montag füllte ich gerade den Medizinschrank auf, als Grace hereinstürmte. Ich warf einen Blick auf die Uhr an der Wand. Es war bereits zehn. Die Klinik war längst geöffnet und Clara hatte schon fünf Tiere verarztet. Es wunderte mich nicht im Geringsten, dass Grace zu spät kam und wenn ich ehrlich sein sollte, flackerte da eine Flamme unheiliger Schadenfreude in mir auf. Für mich entpuppte sie sich mehr und mehr zu einer arbeitsfaulen Person.

Grace sah allerdings auch ziemlich zerzaust aus, als wäre sie gerannt. Ihre roten Locken hingen ihr teilweise ins Gesicht und sie konnte deshalb wahrscheinlich nicht besonders gut sehen. Als hätte sie meine Gedanken erraten, strich sie sich hastig ihr Haar zurück und gab ein wütendes Geräusch von sich.

»Ich hasse Menschen!«

Okay, da konnte ich mitfühlen.

»So eine blöde Scheiße! Warum fährt eigentlich jeder zur selben Zeit in die Arbeit? Man sollte meinen, die Leute hätten

bemerkt, dass sie um diese Uhrzeit immer im Stau stehen, aber nein ...« Sie zog das letzte Wort in die Länge, riss sich praktisch ihren Peacoat von den Schultern und stapfte in den Nebenraum, wahrscheinlich um sich umzuziehen.

Ich hielt mich davon ab, ihr zu sagen, dass sie scheinbar kein Stück besser war als die Leute, die sie gerade beschimpft hatte.

Ein paar Minuten später kam sie zurück und ich schloss den Medikamentenschrank. »Und peinlich ist die Sache noch dazu. Da liege ich seit zwei Wochen flach und kaum gesund, komme ich auch noch zu spät.« Ihre Stimme wurde unangenehm schrill, wenn sie wütend war. Gott sei Dank waren gerade keine Hunde im Raum.

Ich presste meine Lippen zusammen und zog kurz die Augenbrauen hoch. Was sollte ich dazu sagen?

»Es ist nur so nervig ... Ich möchte nicht, dass ihr denkt, ich will nicht hier sein.« Sie blickte zu Boden, die Brauen zusammengezogen.

Sie würde doch nicht anfangen, zu heulen, oder?

Ich räusperte mich und wünschte, ich hätte meine Arbeit hier drin noch nicht erledigt und es gäbe etwas, womit ich mich beschäftigen konnte, anstatt herumstehen zu müssen und abzuwarten, bis sie mit ihrer Tirade fertig war. Obwohl, ich könnte sie nach dem Grund ihrer Erkrankung fragen.

*Grace, warum warst du überhaupt weg? Nein, das klang so sehnsüchtig. Grace, was hattest du eigentlich? Ja, das ging. Grace was hattest du eigentlich ...*

»Grace, was ...«, brachte ich hervor, als Clara die Tür aufriss.

»Grace, da bist du ja!«

Grace für ihren Teil gab einen weinerlichen Laut von sich. »Es tut mir so leid, Clara! Ich schwöre, sonst bin ich nicht so, ich ...«

Aber Clara winkte ab und warf ein paar Gummihandschuhe in den Müll. »Es passt schon. Mach dir keine Sorgen.«

Grace seufzte und rieb sich kurz über die Nase. »Sicher?«

Clara nickte. »Kein Problem. Ich wünschte nur, der Hund der Bernards würde mich nicht immer abschlecken.« Sie

rümpfte die Nase.

Grace lachte übertrieben auf. Scheinbar war sie sich noch nicht sicher, ob ihr wirklich vergeben worden war. »Der Hund meiner Eltern ist auch so. Er ist ein irischer Wolfshund, also könnt ihr euch denken, wie toll das ist.«

Clara schickte ihr ein schiefes Lächeln. »Stell bitte sicher, dass deine Eltern das Ding nur vorbeibringen, wenn du da bist. Ich habe genug Sabber für das nächste Jahr auf mir.« Sie wischte sich demonstrativ die Wange ab und Grace lachte erneut. Ich grinste.

Clara öffnete die Tür und blickte in den Warteraum. »Na, da ist ja einiges los«, sagte sie. »Der Mittag kann gar nicht schnell genug kommen.« Sie warf uns beiden einen seltsam spekulativen Blick zu. »Du und Eric solltet vielleicht zusammen Mittagspause machen. Er kann dir erzählen, was in letzter Zeit hier so los war.«

*Ob. Mein. Gott. Nein.* Nicht auch noch Clara. Bitte, nicht auch noch Clara! Hatten sich denn alle Frauen mittleren Alters gegen mich verschworen? War ihr nicht klar, dass ich bei Grace nicht mal einen vernünftigen Satz zustande brachte?

Grace schien Claras alles andere als subtilen Plan nicht zu durchschauen und nickte eifrig. Scheinbar wollte sie alles Menschenmögliche tun, damit Clara nicht doch noch böse auf sie wurde. »Gute Idee. In zwei Wochen kann viel passieren. Ich gehe gleich mal nach draußen und sehe mir den nächsten Patienten an, damit ich die Pause dann auch verdient habe.«

Als sie weg war, blickte ich Clara voller Verzweiflung an. »Wieso würdest du mir so was antun?«

Clara schnaubte. »Deswegen. Weil du es als Bestrafung ansiehst, dich mit anderen Menschen abzugeben.«

Ich warf die Hände hoch. »Ich sehe es nicht als Bestrafung, ich verstehe nur nicht, was du dir davon versprichst. Grace und ich sind nicht befreundet.«

»Das solltet ihr aber vielleicht sein. Ihr seid ungefähr gleich alt ...«

»Das sind Justin Bieber und ich auch. Trotzdem möchte ich

ihm nicht zu nahe kommen.«

Clara gab ein ungeduldiges Geräusch von sich. »Ob du es willst oder nicht, du musst dich ab und zu auch mit anderen Leuten beschäftigen.«

»Meine Mum und ich hatten vor Kurzem ein extrem ähnliches Gespräch. Was okay ist. Anders als du ist sie nämlich meine Mutter.« Kaum waren die Worte draußen, biss ich mir auf die Lippe.

Eine Sekunde lang sah Clara mich einfach nur an, bevor sie sich zu ihrer vollen Größe aufrichtete und das Kinn anhob. »Ich möchte gar nicht deine Mama sein. Das heißt aber nicht, dass ich dich nicht gern habe. Oder dass ich mir keine Sorgen machen darf.« Sie seufzte. »Bitte, tu mir den Gefallen, ja? Es gibt wirklich ein paar Sachen, über die sie Bescheid wissen muss und Paul wollte heute irgendetwas mit mir besprechen, also habe ich mittags keine Zeit.«

Weil ich mich schuldig fühlte, nickte ich. Ich hatte bisher nie darüber nachgedacht, aber ... Clara und Paul hatten keine Kinder und sie bemutterte mich gern. Sie hatte es zwar nicht ausgesprochen, aber auf einer gewissen Ebene wusste ich, dass sie mich in ihre Familie aufgenommen hatte. Mit sechzehn war ich auf der Suche nach einem Teilzeitjob gewesen und Clara hatte mich bei sich arbeiten lassen. Damals waren es natürlich hauptsächlich Dinge gewesen, die mit Saubermachen zu tun hatten. Trotzdem. Sie war der Grund, warum ich Tierarzhelfer geworden war. Ich hatte ihr viel zu verdanken.

»Ich kann ihr ja vom neuen Arbeitsprogramm erzählen.«

»Danke.«

»Bitte.«



Ich hatte einen Plan. Ich würde die Gelegenheit nutzen. Grace kannte mich kaum und war sich nicht darüber im Klaren, wie seltsam ich wirklich war. Diese Beziehung konnte noch entstehen. Es musste nicht verkrampft und komisch werden.

Ich musste nur den Mund aufmachen und tatsächlich sagen, was ich dachte.

Kinderspiel.

Es war ein Uhr und ich steckte den Kopf ins kleinere der beiden Behandlungszimmer. Grace kritzelte etwas auf einem Klemmbrett, blickte aber auf, als sie mich hörte. »Ist es schon eins?« Sie sah sich im Zimmer nach einer Uhr um.

Vergeblich. Hier drinnen gab es keine. Ich nickte.

»Wow. Die Zeit vergeht ganz schön schnell, wenn man zu spät kommt.« Grace lachte etwas schrill.

Sie versteifte sich also immer noch auf dieses Thema. Scheinbar war es ihr nicht komplett egal, welchen Eindruck sie hinterließ. »Okay, ja. Ich komme.«

Wir schlenderten beide in den Aufenthaltsraum. Er war extrem klein und es war kaum Platz für den Tisch und die vier Stühle, die hier standen.

»Ist Clara gar nicht hier?«, fragte sie, während sie sich aus dem Kühlschrank eine Tupperdose holte. Wann hatte sie die denn da drin verstaut?

Ich schüttelte den Kopf und zog mir innerlich eins mit der Keule über. Worte, Mann! Benutz deine Worte!

»Hm.« Mehr sagte sie nicht, aber sie sah besorgt aus.

»Sie und Paul müssen was bereden«, brachte ich schließlich heraus und holte mein Sandwich aus der Papiertüte, die ich dabei hatte.

»Okay. Ich hatte schon Angst, sie würde mir aus dem Weg gehen.«

»Hm.«

Ein oder zwei Minuten lang aßen wir in Stille.

»Clara hat irgendetwas über ein neues Arbeitsprogramm gesagt?«

Ich nickte. »Ja. Aber es funktioniert fast genauso wie das alte. Ein paar Sachen heißen anders. Dafür ist es schneller.«

»Oh. Gut.«

Wieder Stille. Langsam, aber sicher baute sich Anspannung in mir auf. Was sollte ich noch sagen? Was sagte man zu

wildfremden Menschen? Ich krampfte meine Hände um das Sandwich. Mir fiel nichts ein. Mein Kopf war wie leer gefegt.

*Sag was, sag was, sag was ...*

Grace' Blick huschte immer wieder zu mir und es war, als läge eine Frage in ihren Augen. Als wartete sie auf etwas. Aber es gab ansonsten keine Neuigkeiten, bis auf den blöden Vogel, der am Samstag hereingebracht worden war. Er war uns im Behandlungszimmer entwischt und hatte auf den Bestecktisch gekackt, bevor wir ihn hatten einfangen können.

Ich überlegte. Das war eigentlich gar keine so dumme Story. Grace konnte nicht gut mit Vögeln umgehen und vielleicht würde sie das witzig finden.

*Am Samstag war ein Vogel hier, der uns entwischt ist. Nein.*

*Hey, du hast doch Vögel, oder? Nein, nein. Ähm ...*

»Na ja, ich gehe dann mal wieder an die Arbeit«, sagte Grace etwas zögerlich und blickte mich noch einmal erwartungsvoll an. Ich seufzte und nickte zustimmend. Ich konnte regelrecht fühlen, wie meine Schultern absackten.

Grace schickte mir ein peinlich berührtes Lächeln und verließ den Raum.

Ihre Tupperdose stand noch auf dem Tisch.



Als ich zu Hause angekommen war, ließ ich mich gegen die Tür fallen, kaum dass sie geschlossen war. Ich holte tief Luft und als ich wieder ausatmete, stellte ich sicher, dass all die Anspannung, die sich seit der Mittagspause in meinem Körper aufgestaut hatte, nachließ. Nach und nach lockerten sich meine verkrampften Muskeln, atmete meine Lunge ein bisschen leichter, fühlte sich mein Kopf nicht mehr so schwer an.

Mein Herz schlug allerdings immer noch schmerzhaft in meiner Brust.

Ich wusste nicht, was mit mir los war. Es war schließlich nicht das erste Mal, dass es mir misslungen war, mich wie ein normaler Mensch zu verhalten. Wie oft war ich schon in einer

Situation gewesen, die der mit Grace eins zu eins glich? Momente, in denen ich reden wollte, aber nicht konnte? In denen sich alles in mir gegen mich und meinen Willen zu stellen schien und ich nicht wusste, was ich tun sollte? Es war immer entweder das eine oder das andere. Entweder war mein Hirn leer, leer, leer und egal, wie sehr ich mir den Kopf zerbrach, es fiel mir einfach nichts ein. Dann bekam ich Panik, denn die Person vor mir sah mich meistens erwartungsvoll an und von mir kam ... nichts. Oder mir fiel Wunder über Wunder doch ein Gesprächsthema ein. Aber was, wenn ich die andere Person langweilte? Was, wenn sie mich seltsam fand? Wenn ich lustig sein wollte, die andere Person den Witz aber nicht verstand? Schließlich wiederholte ich in Gedanken immer wieder, was ich sagen wollte und brachte es oft dennoch nicht zustande, etwas von mir zu geben.

Ich presste meine Augenlider fest zusammen und atmete zittrig aus.

Okay. Normalerweise gab ich mir nicht mal Mühe. Ließ die Leute einfach in dem Glauben, dass ich unhöflich und verschwiegen war. Was machte es schon?

Aber heute ... Heute hatte ich es wirklich gewollt. Hatte mir ehrlich den Kopf zerbrochen, hatte in gewisser Weise meine Mum beschwichtigen und Clara einen Gefallen tun wollen, aber ...

»Scheiße!«, rief ich und schlug mit der Faust gegen die Tür hinter mir.

Was zum Teufel sollte das? Wieso konnte ich nicht normal sein, mich nicht normal verhalten? Andere Leute schienen auch kein Problem damit zu haben, sich irgendein Gesprächsthema einfallen zu lassen. Warum gelang mir das nicht? Die einzige Person, außer Clara und Mum, die mich wirklich jemals gemocht hatte, war Rory gewesen und der ...

Ich stieß einen unterdrückten Schrei aus, um die Erinnerung zu verbannen. Ich wollte nicht an Rory denken. An ihn und seine Schwester.

Mit einem Mal war mir alles zu viel. Ich hatte keine Lust



mehr, mir etwas vorzumachen. Ich war einsam. Ich hasste es, wie sich mein Leben entwickelt hatte. Es gab nur mich und meine Katze. Was für ein Leben war das? Es war, als wäre ich in meinem eigenen Kopf eingesperrt und ich konnte einfach nicht ...

Ich öffnete die Augen und durch meine verschwommene Sicht konnte ich den kleinen Engel erkennen, den Mum mir zu meinem Einzug geschenkt hatte.

*Engel wachen über dich ...*

Das hatte sie mir immer gesagt, als ich noch klein gewesen war. *Engel wachen über dich und leiten dich.* Wenn Engel mich wirklich leiten würden, wenn sie mir helfen würden, dann wäre das alles nicht so verdammt beschissen, oder?

Mit resoluten Schritten lief ich zu der Ablage, auf der das Ding saß und knallte es auf den Boden, wo es in Stücke zersprang. Zufrieden, etwas zerstört zu haben, starrte ich die Scherben an. »Schutzengel. Ja, klar. Wenn ich einen habe, macht er einen beschissenen Job.« Ich konnte regelrecht fühlen, wie hysterisches Lachen in mir hochstieg. Vielleicht war es das. Vielleicht drehte ich jetzt endgültig durch. Aber möglicherweise war das gar nicht so schlecht, weil ...

»Okay, jetzt reicht's!«

Ich fuhr herum.

Hinter mir stand jemand und ... er wirkte extrem wütend.

### 3. KAPITEL

Eine paar Sekunden lang starrte ich den Fremden vor mir ganz und gar sprachlos an. Mein Hirn war wie leer gefegt. Meine Gedanken ließen sich mit ... beschreiben. Was ...?

»Krieg mal keine Panik, Eric.«

Das riss mich aus meinem Stupor und ich schnappte mir den nächstbesten waffenwürdigen Gegenstand, den ich finden konnte und hielt ihn schützend vor mich. »Wer zur Hölle bist du?«

Der Einbrecher verdrehte die Augen und verschränkte die Arme vor der Brust. »Jetzt werd mal nicht lächerlich. Leg den Schirm wieder hin.«

Ich schüttelte den Kopf. »Wie bist du hier reingekommen?«

Meine Stimme klang ruhiger und vor allem bedrohlicher, als ich mich fühlte. Ich war die ganze Zeit mit dem Rücken an der Tür gelehnt gewesen. Ich hatte abgesperrt. Der Typ musste schon länger in der Wohnung gewesen sein. Hatte ich zwischendurch mal die Tür offen gehabt? Seit wann versteckte er sich schon hier drinnen?

Gänsehaut kroch an meinen Armen hoch.

»Wie jeder normale Mensch, durch die Tür. Mit dir. Gerade eben.« Er musterte mich aus verengten Augen. »Jetzt leg schon den Schirm hin. Das ist doch dämlich.«

War der Kerl irre? »Ich finde das ganz und gar nicht dämlich! Du ... Du bist in meine Wohnung eingebrochen. Ich habe jedes Recht ...«

Der Kerl stöhnte. »Oh mein Gott. Das würde dir gefallen, nicht wahr?« Er schnaubte. »Ich bin Eric und mein Leben ist so scheiße und ich bin so allein und jetzt bricht auch noch ein Irrer bei mir ein, buhu«, sagte er mit affektierter Stimme und schmalzte mit der Zunge.

»Was?«, war meine wenig geistreiche Reaktion darauf. Hatte ich das alles etwa laut gesagt? Mich nicht nur in Gedanken über mein Leben aufgeregt? Hitze stieg mir in die Wangen und

Scham gesellte sich zu dem panischen Gefühl, das ich wegen seiner unverhofften Anwesenheit verspürte.

Ich schluckte. »Wie lang bist du schon hier?«

Die Augen des Kerls funkelten. »Oh, das ist relativ. Meinst du in dieser Wohnung oder in deinem Leben?«

Den Kopf schüttelnd, starrte ich ihn an. »Wie bitte?«

»In dieser Wohnung lebe ich seit etwa zwei Jahren.«

Alles in mir schien sich zu verkrampfen. Das war doch lächerlich. Ich lebte seit zwei Jahren hier und es war unmöglich, dass er die ganze Zeit über da gewesen war.

»Aber, weißt du ... Dich kenne ich seit zwanzig Jahren.«

Zwanzig? Aber das wäre ...

Der Typ trat an mich heran. Kam näher und näher, während ich rückwärts stolperte und letztendlich mit dem Rücken gegen die Tür krachte. Er blieb erst stehen, als wir beinah Nase an Nase voreinander standen.

»Seit dem Tag deiner Geburt«, flüsterte er und blickte nach unten.

Ich folgte seinem Blick und starrte auf seinen Oberkörper.

Der Schirm steckte mitten in seiner Brust.

Entsetzt sah ich ihm in die whiskybraunen Augen.

Er zog eine Augenbraue hoch. »Da wir jetzt klargestellt haben, dass der Schirm dir nicht helfen wird ... Kannst du ihn bitte hinlegen?«

Als hätte ich mir die Hand verbrannt, ließ ich den Schirm los, aber ... Anstatt in dem Kerl stecken zu bleiben, fiel er durch ihn hindurch und landete scheppernd auf dem Boden. Mit weit aufgerissenen Augen starrte ich seinen Oberkörper an. Da war kein Blut, keine Wunde, gar nichts.

»Was?«, flüsterte ich und konnte meinen Blick immer noch nicht von seiner Brust lösen.

»Ich verstehe ja, dass du nicht glauben kannst, was *Holden Caulfield* von dir denkt, aber du solltest dich beruhigen.«

Nichts, was dieser Typ sagte, machte auch nur irgendeinen Sinn. Ich sah ihm in die Augen. Er grinste schief und zeigte auf sein Shirt.

Erst jetzt fiel mir der Aufdruck auf. *Holden Caulfield thinks you're a phony.*

»Der Fänger im Roggen? Nein? Du musstest das mal in der Schule lesen. Fandest es grauenhaft. Du hattest noch nie besonders viel Geschmack.«

Zögerlich hob ich meine Hand. Der Fremde wich zurück. Er sah aus, als würde er sich unbehaglich fühlen.

»Lassen wir das mit dem Aufspießen mal sein. Mir reicht ein Schirm, da muss nicht auch noch dein Finger durch mich hindurch.«

Schwer schluckend, richtete ich mich etwas auf und stieß mich von der Tür ab. »Bin ich irre geworden?«

Er verdrehte die Augen. »Oh, klar. Such dir den offensichtlichsten und durchschnittlichsten Grund aus, warum ich hier vor dir stehen könnte.« Er strich sich mit der Hand durch das kurze braune Haar.

»Was soll ich denn sonst denken?« Langsam kehrte das Gefühl in meine Gliedmaßen zurück und ich fühlte mich nicht mehr ganz so, als hätte man mich mit einem Kübel eiskalten Wassers übergossen.

»Denk weniger in Richtung Seifenoper und mehr in Richtung *Supernatural*.«

»Dann bist du das Monster der Woche und willst mich umbringen.«

Der Typ schnaubte und grinste schief. »Wenn's nur so wäre.« Er nahm sich die Brille von der Nase und rieb sich die Augen. »Nein, vergiss es. Dich tot zu sehen, ist das Letzte, was ich will. Das Allerletzte.«

Ich hatte keine Ahnung, was ich als Nächstes tun sollte. Selbst wenn dieser Typ hier eingebrochen war, konnte es nicht schwierig für ihn gewesen sein – da Dinge wie feste Gegenstände scheinbar kein Problem für ihn darstellten. Hölle, wahrscheinlich war er einfach durch die Wand geschlendert, als wäre es die normalste Sache der Welt. Wie seltsam und schlicht und einfach unmöglich das war, darüber wollte ich gar nicht nachdenken.

Abgesehen davon ... Was sollte das Gerede von wegen er wäre schon mein Leben lang bei mir? Hatte er mich gestalkt wie ein irrer Serienmörder? Aber selbst wenn ... Er sah kaum älter aus als ich. Jünger sogar, wenn ich ehrlich war. Die Sache ergab einfach keinen Sinn! Dann war da noch der Kommentar über *Der Fänger im Roggen*. Ich hatte das Buch wirklich grauenhaft gefunden. *Holden Caulfield*, Hauptcharakter des Buchs und Idiot extraordinaire, konnte mich mal.

Ich seufzte. »Wer bist du?«, fragte ich, mir ganz und gar bewusst, dass meine Stimme weinerlich und irgendwie kindlich klang. Mir ging dieser Tag so was von auf den Arsch.

»Leo.«

»Sollte mir das etwas sagen?«

Er schnaubte. »Hör zu ... Denkst du, für mich ist das hier leicht? Hm? Mich dir nach all den Jahren wieder zu zeigen?«

*Wieder?*

Er lachte, aber es klang kein bisschen fröhlich. Ganz im Gegenteil. »Das hier ist so eine verdammt blöde Idee. Ich bin sicher, das verstößt gegen Hunderttausende Regeln oder zumindest gegen die wichtigsten Regeln. Obwohl ... Niemand hat mir das jemals ins Gesicht gesagt, also ist es vielleicht gar keine Regel. Aber ich weiß, dass das hier dumm ist. Die erste Regel von *Fight Club* lautet, man redet nicht über den *Fight Club* und ich sollte nicht ...«

»Hey«, unterbrach ich ihn. Wenn ich nicht aufpasste, würde meine Verwirrtheit noch ungeahnte Ausmaße annehmen. Trotzdem hatte mich Leos hysterisches Gebrabbel irgendwie beruhigt. Vielleicht half es mir, zu wissen, dass dieser Typ in jedem Fall durchgeknallter war als ich. Niemand wollte die verrückteste Person im Raum sein. Ich am allerwenigsten.

Leo warf mir einen elenden Blick zu und machte ein paar Schritte in Richtung Wohnzimmer. »Gehen wir rein. Ich will dir das nicht im Flur erzählen. Du solltest dich hinsetzen, damit du weich landest, falls du doch in Ohnmacht fällst.«

Ich baute mich zu voller Größe auf. »Ich bin ein Kerl. Kerle fallen nicht in Ohnmacht.«

»Als hätte das auch nur irgendetwas miteinander zu tun. Du bist zart wie ein Blümchen. Lass dir von niemandem etwas anderes einreden.« Damit schritt er geradewegs durch die Tür und ich blieb allein im Flur zurück.

Ein paar Sekunden lang stand ich einfach nur da. Reglos. Versuchte, meine Gedanken zu ordnen. Aber es war unmöglich und jede Überlegung, jeder Ansatz einer Erklärung verlief ins Nichts. Ich hatte keine Ahnung, womit ich es hier zu tun hatte und die Stimme in meinem Kopf sagte mir, dass ich nicht annähernd genug Angst hatte. Dabei wusste ich nicht mal, vor wem oder was (mein Gott, was war Leo überhaupt?) ich Angst haben sollte. Hatte ich mich so sehr in das Sci-Fi- und Mysterygenre verstrickt, dass ich keinen gesunden Menschenverstand mehr besaß?

So oder so, ich wollte Antworten. Wenn ich schon keine ordentliche Furcht generieren konnte, dann sollte ich das zu meinem Vorteil nutzen und diesen Leo zwingen, die Karten auf den Tisch zu legen. Keine Ahnung, wie ich das anstellen sollte, weil ... Hallo? Immateriell?

Ich verlor keine Zeit mehr und streifte meine Jacke ab, kickte die Schuhe von meinen Füßen und tapste ins Wohnzimmer, wo Leo gerade zum Fenster ging und dort stehen blieb.

Er sah so normal aus. Trug ein kariertes Hemd über seinem dämlichen T-Shirt, war sogar etwas kleiner als ich. Dazu noch die Brille. Er wirkte in keinsten Weise bedrohlich. Vielleicht war das der Grund, warum ich mich zwar nicht ängstlich, aber unwohl fühlte. Er wirkte zu normal.

»Dann rede mal.«

»Kein Grund, so unhöflich zu sein«, sagte Leo, drehte sich aber zu mir um. Ich überquerte die kurze Distanz zur Couch und setzte mich auf die Kante. Mir war nicht ganz wohl bei dem Gedanken, mich einfach zurückzulehnen.

»Ich weiß nicht, wie ich das erklären soll. Es wird seltsam klingen und du wirst mir nicht glauben.«

»Hör auf, dir Ausreden zu überlegen. Du bist plötzlich hier aufgetaucht. Jetzt leb damit.«

Leo ließ ein scharfes Lachen vernehmen. »Ja, klar. Und das gerade von dir.« Er schüttelte den Kopf. »Unfassbar.«

Es herrschte unangenehmes Schweigen im Zimmer und ich verspannte mich noch mehr. Ich hatte genug von peinlicher Stille. »Jetzt sag einfach ...«

»Ich bin dein Schutzengel«, platzte Leo heraus und verzog gleich darauf das Gesicht.

Ich riss den Kopf zurück, als hätte mich etwas im Gesicht getroffen. »Mein was, bitte? Bist du noch zu retten?«

Leo stieß ein frustriertes Geräusch aus und begann damit, auf und ab zu laufen. »Glaub mir, ich weiß ganz genau, wie sich das anhört. Aber ich weiß nicht, wie ich es sonst nennen soll.«

»Wie du was nennen sollst?«, fragte ich, weil ... Was zum Teufel?

»Na das, was ich mache. Mein Job, meine Berufung, meine heilige Aufgabe. Es ist nicht so, als hätte ich mich dafür beworben oder mir jemand eine Broschüre in die Hand gedrückt.«

Sein Sarkasmus war gänzlich unangebracht. Schließlich war ich hier die verwundete Partei und er schuldete mir Antworten. Stattdessen erzählte er mir irgendeinen Scheiß, von wegen er wäre mein Schutzengel. Dachte er wirklich, ich würde ihm die Geschichte abkaufen?

»Hör auf, zu denken, dass ich lüge. Es ist wahr.« Leo, wenn das denn wirklich sein Name war, war tatsächlich so dreist, verletzt auszusehen.

»Ähm, ganz ehrlich. Ich habe noch nie so einen Schwachsinn gehört.«

»Seltsam. Du hörst dir doch beim Denken zu, oder?«

»Meinst du echt, ich kaufe dir diesen Mist ab?«, fragte ich und ignorierte seinen Kommentar.

»Das solltest du. Eine andere Erklärung gibt es nämlich nicht.« Er blieb dicht vor mir stehen. Mitten im Kaffeetisch.

»Kannst du bitte nicht ...«, sagte ich mit abgehackter Stimme.

Nichts in meinem Leben war je seltsamer gewesen, als der Anblick von Beinen, die aus einem Tisch ragten.

Leo verdrehte die Augen. Ich hoffte, sie würden stecken bleiben. Er machte ein paar Schritte zur Seite. Dabei sah er aus, als täte er mir einen riesigen Gefallen. Arschloch!

Trotzdem entschloss ich mich, wieder zum Thema zurückzukommen. »Was meinst du mit, eine andere Erklärung gibt es dafür nicht? Eine andere Erklärung wofür?«

»Na, das hier zum Beispiel.«

Ich war kurz davor, zu fragen, was er meinte, als ein überwältigendes Gefühl von *falsch und schlecht und lauf* mich überkam. Es war so stark, dass ich mich ein wenig zusammenkrümmte und keuchte. Ich war mir sicher, ich hatte so etwas erst einmal in meinem Leben gespürt. Ich biss mir auf die Lippe. Daran wollte ich jetzt wirklich nicht denken. So schnell wie das Gefühl aufgetaucht war, verschwand es auch wieder. Mit trockenem Mund sah ich hoch in Leos Gesicht, auf dem ein schmerzlicher Ausdruck lag.

»Kennst du das nicht? Wenn ein sechster Sinn, ein Gefühl in deinem Bauch dir sagt, was eine gute und was eine schlechte Idee ist? Wenn du plötzlich das Verlangen hast, links anstatt rechts zu gehen oder du beschließt, lieber doch zu Hause zu bleiben, obwohl du ausgehen wolltest und dann am nächsten Tag hörst, dass es eine Schießerei an dem Ort gegeben hat, an den du gehen wolltest?« Sein Blick hielt meinen fest. Ich hätte nicht wegsehen können, selbst wenn es um mein Leben gegangen wäre.

»Diese kleinen Vorahnungen. Das bin ich. Das bin alles ich. Dafür bin ich da. Um dich zu beschützen.« Er flüsterte das letzte Wort beinah.

»Einen tollen Job hast du da gemacht.«

Bei meinen Worten ging ein Ruck durch seinen Körper und mir wurde klar, dass ich ganz schön zynisch geklungen hatte. Aber mal ehrlich: mir war nicht danach zumute, ihn zu verhätscheln. Ihn in dem Glauben zu lassen, alles wäre toll und mein Leben nicht ein einziges großes Desaster.

»Weißt du, was das Problem mit dir und all den anderen Idioten da draußen ist?«, fragte er mich. »Was der Grund für



meinen tollen Job ist? Du hörst nicht auf mich. Ignorierst mich immer und immer wieder und manchmal frage ich mich, warum ich mir die Arbeit überhaupt antue.«

Ich saugte zischend Luft in meine Lunge. Der Typ hatte vielleicht Nerven! »Klar, schieb die Schuld auf mich. Aber wir beide wissen, dass ...«

»Natalie.«

Mehr musste er nicht sagen, um mich zum Schweigen zu bringen. Wie lang hatte ich diesen Namen nicht mehr ausgesprochen und jeglichen Kontakt zu allen abgebrochen, die sie kannten? Denn der Name, diese drei Silben genügten, um mir einen schmerzhaften Stich ins Herz zu versetzen. Jede Faser meines Körpers, ja, sogar meine Gedanken schienen vor Anspannung zu vibrieren.

»Was ist mit ihr«, flüsterte ich.

»Erinnerst du dich nicht? Anfangs? Als du sie kennengelernt hast? Was war dein erstes Gefühl?«

Unwohlsein.

Ich hatte mich in ihrer Gegenwart extrem unwohl gefühlt. Angespannt. Als wäre sie unter meine Haut gekrochen und ich bekäme sie nicht heraus. Was Leo vorhin mit mir gemacht hatte, erinnerte mich sehr an dieses Gefühl von damals. Aber ich hatte es als irrelevant abgetan, weil ich mich in der Gegenwart der meisten Leute unwohl fühlte.

»Was hat das damit zu tun?«

Er schüttelte leicht den Kopf und blickte zu Boden. Die Hände an seinen Seiten waren zu Fäusten geballt. »Ich habe so sehr versucht, dich von ihr fernzuhalten. Habe alles reingesteckt. Aber du? Du hast es ignoriert. Hast wahrscheinlich gedacht, du solltest ihr eine Chance geben.« Er spuckte das Wort regelrecht aus, als wäre es etwas Schmutziges.

Das Dumme war, er hatte recht. Genau das waren meine Gedanken gewesen. Natalie war Rorys Schwester und Rory damals mein bester Freund gewesen. Rory war der liebste und netteste Kerl auf diesem Planeten und ich hatte einfach nicht glauben wollen, dass seine Schwester anders war. Im

Nachhinein wusste ich es natürlich besser. Das tat man immer.

»Woher wusstest du es? Dass sie ...« Ich konnte den Satz nicht beenden.

»Wenn wir eine andere Person berühren oder was immer es auch ist, das ich da tue, dann wissen wir, wie sie ist. Was sie von dir will. Oder zumindest, ob es etwas Gutes oder Schlechtes ist.« Leo seufzte. »Es ist manchmal nicht ganz klar und mitunter kommt es erst später ans Tageslicht, aber bei ihr war ich mir sicher. Dir war das allerdings scheißegal.«

Damals, ja. Natalie schien so nett und hübsch zu sein und sie hatte mich gemocht. An und für sich hatte ich kein Problem damit, Frauen auf mich aufmerksam zu machen. Ich war kein Troll oder so. Aber anders als sonst hatte ich es diesmal sogar geschafft, mit ihr zu reden. Hatte nicht jede Silbe mit aller Macht aus mir herauspressen müssen. Vielleicht hatte es daran gelegen, dass Rory mir mit seiner Anwesenheit eine Art Starthilfe gegeben hatte. Wenn ich eine Person in einer Gruppe neuer Leute kannte, war es einfacher für mich, zu reden. Und als es mir gelungen war, ein Gespräch mit Natalie zu führen, war das eine solche Erleichterung gewesen. Es hatte bedeutet, dass ich vielleicht darüber hinwegkommen würde. Dass es lediglich eine jugendliche Macke war, die sich langsam in nichts auflöste und daran hatte ich mich geklammert.

Letztendlich hatte Natalie natürlich nur alles schlimmer gemacht. Mit Fremden zu reden, war härter als jemals zuvor.

»Also hast du beschlossen, mir nicht mehr zu helfen.«

Die Worte verließen meinen Mund, bevor ich richtig darüber nachgedacht hatte. Aber als ich sie aussprach, machten sie so viel Sinn.

»Was? Nein! Im Ernst? Das hast du der ganzen Sache entnommen?«

Ich hörte gar nicht mehr zu. Mein eigener Schutzengel hatte mich im Stich gelassen. Aufgegeben. Warum sonst bekam ich den Mund noch weniger auf als früher? Warum sonst passierte mir eine schlimme Sache nach der anderen? Es war so offensichtlich.

Ich stand auf und verließ ohne ein weiteres Wort das Zimmer.

*Ende der Leseprobe*

# Romance Edition

Weil es kein schöneres Thema gibt als die Liebe

Mehr Infos über das Programm von Romance Edition findet Ihr auf der Verlagshomepage:

[www.romance-edition.com](http://www.romance-edition.com)

Besucht uns auch auf Facebook:

[www.facebook.com/RomanceEdition](http://www.facebook.com/RomanceEdition)

## Frühjahrsprogramm 2015

